

Henrys Liebesbrief

Eine Novelle • 2023 • © Sanela Tadić

Henry sitzt allein im Dunkeln. An seinem Esstisch. Licht erträgt er jetzt nicht. Es ist kurz nach Mitternacht. Eine Spätsommernacht. Nichts passiert. Er sitzt nur da. In seiner Schattenwelt. Ein kühler Luftzug weht durchs offene Fenster. Etwas flattert in den Raum. Dunkel, geheimnisvoll und federleicht. Ein Nachtfalter. Unscheinbar grau. Auffallend ist das dunkelbraune Muster, das seine Flügel ziert. Kreativ bemalt, wie ein Künstler es tun würde. Erstaunlich, wie selbst so etwas Kleines und Zartes mit solcher Liebe zum Detail erschaffen wurde. Von wem oder was auch immer. Bedeutungsvoll angefertigt. Ein beflügeltes Insektenwesen, dem wir nicht lange Aufmerksamkeit schenken. Einem bunten Schmetterling oder einer Libelle schon eher. Henry sieht das alles nicht im Dunkeln. Nur einen fliegenden, winzigen Schatten, der sich auf die Tischplatte setzt. Ob er darauf wartet, dass das Licht angeht?

Henry steht auf, geht in die Küche und kommt mit einer dicken Kerze zurück. Er stellt sie auf einen Teller, in die Mitte des Esstischs. Mit einem Streichholz zündet er sie feierlich an. Für das, was er jetzt tun will, braucht er eine heilige Flamme. Nichts Künstliches. Echtes Feuer. Fokussiert. Auf den Tisch, auf dem er Erleuchtung braucht. Er sieht nun auch deutlich die Farben des Nachtfalters, der den Riesen auf zwei Beinen vor ihm beobachtet, wie er Licht im Zimmer entzündet. Er hüpfte näher, in den Radius der Flamme, und wärmt sich an ihrem Lichtstrahl. Reglos bleibt er stehen. Mit ausgebreiteten Flügeln. Er will nicht auffallen, nicht stören, nur eine Weile dort bleiben.

Henry verschwindet erneut und kommt mit einem Stapel Papier und einem Kugelschreiber zurück. Damit setzt er sich an den Esstisch, fummelt sinnlos an den unbeschriebenen Blättern, dreht sie mehrmals in seinen Händen, um sie wieder vor sich hin zu stapeln. Den Kugelschreiber legt er dekorativ auf die weissen Blätter. Er verschränkt die Arme, erwartungsvoll in die heilige Flamme starrend. Was jetzt? Wie anfangen? Wie aufhören? Gar nicht erst tun?

Der Nachtfalter hat sich auch an die Flamme gehängt, wie Henry an sein Vorhaben. An eine ganz bestimmte Frau, die vielleicht nur für sein Herz bestimmt ist, nicht für sein Leben. Könnte es sein, dass sein Herz sie deshalb ausgesucht hat? Mit einer Absicht, ohne sie ihm – Henry – zu verraten? Und jetzt will er seiner Auserwählten davon erzählen: dass sie ungebeten ausgesucht wurde. Mitten in der Nacht will er das tun, wenn die Welt schläft, ihn in Ruhe lässt, damit er sein Innerstes besser wahrnimmt, besser versteht, damit es in ihm dort hell wird, wo

es sonst dunkel zu sein scheint. Mit einem Nachtfalter im Zimmer, seinem einzigen Verbündeten. Dieses zarte, dunkle Wesen trifft er oft an, wenn er sich quält. Zufall wahrscheinlich. Oder er bemerkt es nicht, wenn es ihm gut geht.

Lange überlegt er, was er ihr schreiben soll. Was gibt es da zu überlegen? Es geht um einen Liebesbrief. Da schreibt man doch leidenschaftlich drauflos. Sie – die Empfängerin – steht ja nicht hinter ihm, schaut ihm nicht zu. Alle Worte bleiben erstmal nur auf dem Papier. Nur er kann sie sehen. Was er da sehen könnte, beschämt ihn, noch bevor er es sieht. Was will er ihr sagen? Welche Absichten hat er? Gar keine, stellt er fest. Das kann doch nicht sein. Mit irgendeiner Absicht muss er sich doch – um diese Uhrzeit – dort hingesezt haben.

Er ahnt was sehr Ungemütliches: dass es um weit mehr als um einen Brief an diese ganz bestimmte Frau gehen könnte. Als ob das nicht schon genug wäre. Warum kann er ihr nicht einfach persönlich sagen, was er fühlt? Er kann es nicht mal schreiben. Ja, warum eigentlich? In seinem Warum steckt ein ganzer Haufen von Gründen, und unter diesem Haufen ist ein Graben, in dem er den Hauptgrund verbuddelt hat. Neben den vielen anderen aus seinem Leben. Mögen sie in Frieden ruhen. Ganz tief unten. Jenseits seiner Augen. Lebendig beerdigt. Es fällt doch schon schwer, zu begraben, was tot ist, oder? Was lebt, ist unmöglich unter die Erde zu bringen. Es lebt mit einem mit. Wohin man auch geht. Dieses Grab, voll von Hauptgründen, atmet in einem weiter. Schwer und unheimlich. Selbst Rufe erreichen einen von dort. Aus dieser Tiefe. Unter der Last von angehäuften Nebensächlichkeiten, vor denen es einem weniger graut. Das ist es, was er jetzt ahnt und sich davor hütet, es ganz genau zu wissen. Er will doch bloss einen Liebesbrief schreiben, nichts weiter, doch da kriecht einiges aus ihm heraus und ruft nach ihm. Nicht nach dieser Frau. Nach ihm.

Henry hat sich selbst nie gemocht, geliebt schon gar nicht. Er weiss nicht mal warum. Es ist vielleicht bloss die Tatsache, dass er – Henry – es ist, den er mögen, sogar lieben soll. Diesen Henry, der immer da ist, den er kennt wie keinen anderen, und den er meidet wie keinen anderen. Er will ihn nicht so gut kennen, weil er – Henry – es ist, und nie ein anderer. Es ist immer Henry, den er nie loswerden kann. Wäre es nicht leichter, wenn er ihn mögen, sogar lieben könnte? Niemand wird ihm je näher sein als Henry, von dem er sich niemals trennen kann. Alles und jeder kann ihn verlassen, er sich selbst nie.

Und doch sehnt er sich danach: nach jemandem, der ihn von ihm – Henry – trennt. Wenn er *sich* aber verliert, wie könnte *er* dann noch lieben? Wie könnte irgendjemand *ihn* lieben? Es gibt ihn ja dann nicht. Nein, so geht das nicht. Er muss sich selbst wie jemand anderen lieben, um sich jemand anderem schenken zu können. Das ist das weise Gesetz der Natur. Ohne Henry gibt es auch niemand anderen. Nicht so, wie er es sich wünscht. Was für ein Fluch, denkt er

wütend und weiss, dass es ein Segen ist, den *er* doch – dieser lästige, ungeliebte Henry – nicht verdienen kann.

Ja, soll er sich jetzt den ganzen Tag über segnen und selber lieb haben, oder was? Wenn das jeder tun würde! Mein Gott, was für ein Chaos! Das würde die ganze Welt auf den Kopf stellen. Nicht auszuhalten! Er überlegt eine Weile. Nicht auszuhalten? Für wen? Wer könnte das nicht aushalten, wenn wir uns alle segnen und selber lieb haben? Er ahnt wieder was. Von ganz tief unten. Schrecklich, was da alles tief in uns herumkriecht.

Zurück zum Brief: Um den geht es doch, verdammt nochmal! Nur um den Brief! Er beginnt zu schreiben. Endlich. Ein paar Zeilen schafft er, liest sie sich selbst vor, schämt sich, prügelt innerlich auf sich ein – und zerknüllt das Blatt wieder. Er atmet schwer. Ein paar Mal wiederholt er das. Diese Scham und die Gewalt gegen sich selbst. Sein Papierstapel halbiert sich. Der Tisch ist von Knäueln an Liebesbriefen übersät. Mit Erdrücktem, Ersticktem. Von seinen eigenen Händen. Er kann nicht mehr, wird müde – und wütend. Dann knallt er seine flache Hand auf die Tischplatte und fängt nochmal von vorn an. Der Nachtfalter erschrickt und steigt auf, fliegt hoch zur Decke, wo er hängen bleibt. Henry beschreibt eilig das leere Blatt Papier. Mit festem, fast schon brutalem Druck auf den Kugelschreiber:

»Wer bist Du denn eigentlich? Du bist noch viel weniger als gewöhnlich! Nichts und niemand bist Du! Es gibt Tausende von Frauen, die schöner, jünger und klüger sind als Du, ja tausend Mal besser als Du. Es könnte Tausende andere Frauen in meinem Leben geben. Ich müsste ihnen keinen Bettelbrief schreiben. Ein Fingerschnippen würde genügen, und sie wären auf der Stelle bei mir! Also, wer zum Teufel bist Du denn? Nichts und niemand bist Du! Nicht schön genug, nicht jung genug, nicht klug genug! Du bist mir doch mehr als egal!«

Das schreibt er, hält inne und betrachtet sein Gekritzel. Es ist genauso hässlich wie der Inhalt. Ihm kommen die Tränen. Er lehnt sich im Stuhl zurück. Den Kugelschreiber lässt er aus der verkrampften Hand fallen. Auf das Blatt Papier, auf dem niemand – nicht mal er – entziffern kann, was da steht. Er blickt nach oben, zur Decke, wo er den Nachtfalter wieder bemerkt. Sein Atem wird so schwer, dass er keine Luft mehr kriegt, hustet und sich in seinen Händen ausheult.

Sowas also kann er schreiben, einfach drauflos, aber nicht das Allerschönste, das Allerbeste, was man einem anderen Menschen schreiben kann. Gerade das kann er nicht. Es klingt für ihn noch hässlicher. Ein Liebesbrief von ihm klingt nach dem Gegenteil. Nach dem, was er eben geschrieben hat. Es muss hässlich klingen, weil jedes Wort von ihm kommt. Egal welches.

»*Wer bin ich denn eigentlich?*« denkt er jetzt und schreibt es auf das nächste Blatt. Er weint, wie man weint, wenn keiner da ist. Bis auf den Nachtfalter, der auch an der Decke von der Kerze beschienen wird. »*Ich bin noch viel weniger als gewöhnlich!*« schreibt er weiter. Diesmal gut leserlich. »*Nichts und niemand bin ich! Es gibt Tausende von Männern, die stärker, schöner, jünger und klüger sind als ich, ja tausend Mal besser als ich. Es könnte Tausende andere Männer in ihrem Leben geben, die keine Bettelbriefe schreiben, und die sie eher wollen würde als mich. Also, wer zum Teufel bin ich denn für sie? Nichts und niemand bin ich! Nicht genug von allem! Nicht genug für sie! Ich bin ihr doch mehr als egal!*«

Henry hört auf. Er fühlt sich elend und erschöpft, aber viel besser als vorhin, als er versucht hat, diese Frau zu hassen. Er muss sie lieben, wie er atmen muss, um nicht zu ersticken. Es ist ihm noch nicht bewusst, dass auch das ein Triumph der Liebe sein kann. Zu lieben, ohne geliebt zu werden. Vielleicht ist das sogar der Gipfel der Liebe, den niemand erreichen will, wenn er es nicht unbedingt muss.

Was er sicher weiss, ist, dass aus seinem Liebesbrief keine Liebesgeschichte werden würde. Er kennt diese Frau gut, weil er sie liebt. Warum will er ihr dann überhaupt schreiben? Er weiss doch schon, dass es die richtigen Worte gar nicht gibt, dass es völlig egal ist, welche er wählt. Eine nette, kurze Reaktion würde er auf seinen Brief bekommen. Wie man auf ein Kind reagiert, das hingefallen ist und sich selbst verletzt hat. »*Ach herrje... er hat sich verliebt. Der arme Kerl.*« Das würde sie nicht schreiben, aber hinter ihren Worten würde er hören, was sie nicht sagt. (Liebe halten wir in der Theorie für das Grösste, für den segensreichen Aufstieg. Wenn sie passiert, wird sie oft mit dem Hinfallen verwechselt.) Auch das Wort »*Nein*« würde sie vermeiden. Nur ein freundliches Verabschieden würde sie als Antwort geben, ohne erst auf das ungeheure Wort »*Liebe*« einzugehen. Einfach ein Abschied von jemandem, dem man nichts zu sagen hat. Durch einen Türspalt von Worten, durch den man lächelnd winkt, um nicht unhöflich zu sein, bevor die Tür zugeknallt wird. Für immer. Das ist er... der Hauptgrund, warum er ihr seinen Brief schreiben will: um ganz unglücklich hinzufallen – um zu kriegen, was er verdient.

Henry zerknüllt wieder, was er geschrieben hat. Den wütenden Brief und den resignierenden Brief. Der Nachtfalter fliegt jetzt über ihm, zieht grosse Kreise an der Decke, um an einer anderen Stelle hängen zu bleiben. Vielleicht spürt er, dass da unten, um diesen Riesen herum, *nicht* nichts passiert, dass was los ist, und dass jetzt ein möglicher Wendepunkt ansteht. Henry nimmt den Kugelschreiber wieder in die Hand. Ganz sachte tut er das. Dabei atmet er tief ein und aus. Er merkt selbst, dass er atmet. Das ist ihm selten bewusst. Nun weiss er plötzlich genau, was er schreiben will, und er will es sorgfältig tun. Leserlich. So schön, wie er nur kann.

Von Herzen. In seinem Kopf schreibt er schon, lächelt und weint, als wäre beides ein und dasselbe Gefühl. Freude und Trauer. Licht und Schatten. Er beginnt zu schreiben:

»Lieber Henry,

seit dem ersten Atemzug sind wir nun schon zusammen. Du und ich. Vielleicht schon lange davor? Und wir werden auch zusammen ein letztes Mal ausatmen. Vielleicht danach sogar weiterleben? Ins Reich des Lichts gehen? Irgendwie. Irgendwo. Du und ich. Denn: Du bist ich – und ich bin Du. Verzeih mir bitte, dass Du mir immer so egal warst, während ich Dir immer so viel zugemutet habe. Als wärst Du nichts und niemand. Du bist doch alles, was ich habe. Und das ist verdammt viel, viel mehr als genug, aber ich sehe immer nur die Schatten. Wir haben so viel geschafft, so viel gemeistert, ja sogar Wunder vollbracht, von denen niemand etwas weiss. Nur Du und ich. Das alles vergesse ich aber immer, weil ich so oft denke, dass wir noch mehr schaffen müssen, immer mehr, bis wir auch mal glücklich sein dürfen, sobald wir es verdient haben. Es ist aber nie genug.

Ich glaube, ich suche uns das Schwere absichtlich aus, damit es was gibt, womit oder wogegen wir kämpfen müssen. Alles mache ich uns schwer. Auch ich bin schwer geworden. Nur um zu tragen, zu schleppen, auszuhalten. Wofür? Ich stehe absichtlich vor geschlossenen Türen, überall im Leben – oder ich knall sie selber zu. Damit uns bloss keine Liebe und kein Glück erreichen. Warum tue ich uns das an? Das würde ich doch sonst niemandem antun, niemandem wünschen! Warum uns? Wie lange will ich noch so weitermachen? Bis wir nicht mehr können? Und selbst dann würde ich sagen: „Du, Schwächling! Kämpfe, bis Du stirbst, um ja nicht zu leben!“ Warum bloss? Wir haben doch niemandem was getan. Im Gegenteil. Uns aber habe ich nichts gegönnt. Wenn ich es mal tat, liess ich uns teuer dafür bezahlen. Was haben wir wieder gut zu machen? Für was oder für wen quäle ich uns beide so? Da gibt es doch ganz andere auf dieser Welt, viele andere, die Böses tun und sich trotzdem alles gönnen. Was habe ich so gegen uns beide? Dafür muss es doch einen Hauptgrund geben. Was meinst Du?

Ich ahne jetzt was... Henry, ich liebe Dich. Das tue ich wirklich, auch wenn es meistens nicht so aussieht. Darum muss ich so viel von Dir verlangen, sonst kann ich Dich nicht lieben. Weil... naja... weil ich das so gelernt habe. Grosse Opfer zu bringen, sonst sind wir nicht liebenswert, wenn wir nicht irgendwas von uns opfern. Dann sind wir nichts und niemand. Es muss schwer sein, alles, das ganze Leben, damit unser Leben lebenswert ist. Ja, so habe ich es gelernt. Keiner hat das gesagt. Nicht mit Worten. Ich habe es zu spüren bekommen – und angenommen. Dieses

schwere Leben, dieses vielleicht einzige Leben, das wir beide haben. Ein anderes Leben konnte ich mir für uns nicht vorstellen. Für andere schon. Nicht für Dich und mich. Beinahe so, als wären wir schlecht (nur wir – nicht die anderen), wenn uns die Liebe und das Glück geschenkt würden. Also, einfach so, völlig umsonst. Das ist doch unvorstellbar! Das kann man doch nicht annehmen, oder? Ich konnte das nicht, aber das sollte ich, nicht wahr? Vielleicht würde es mir dann leichter fallen, jemanden zu lieben, der uns auch liebt. Einfach so. Umsonst. Und es annehmen, nicht wegwerfen. Du siehst, ich kann das ja auch. Umsonst lieben. Sogar vergeblich. Um es uns schwer zu machen.

Während ich Dir schreibe, Dir und mir, beginne ich zu verstehen, was los ist. Noch habe ich nicht alle Antworten auf die Frage, warum uns noch keine glückliche Liebesgeschichte gegeben wurde. Wir, Du und ich, müssen sie machen, sie uns geben. Eine glückliche Liebesgeschichte, damit aus uns eine glückliche Lebensgeschichte wird. Ein Geschenk, weil wir, Du und ich, ein Geschenk sind. Das waren wir von Anfang an. Ich erinnere mich noch an unsere ersten Jahre. Da hatte ich das mal für uns beide angenommen. Das Geschenk: Leben. Einfach so. Selbstverständlich. Natürlich. Was denn sonst? Alles und jeder war ein Geschenk. Bevor ich angefangen hatte, zu glauben, dass man für alles auf irgendeine Weise bezahlen müsse. Für das Gute wie für das Schlechte. Für alles und jeden. Auch dafür, dass es uns gibt, Dich und mich. Wie viele glauben das immer noch? Ganz tief vergraben, unter angehäuften Nebensächlichkeiten, mit denen die Hauptgründe totgeschwiegen werden.

Lass uns einander lieben, Henry, zueinander „Ja“ sagen, auch wenn wir scheitern, Fehler machen, verlieren und nichts schaffen – aber trotzdem Liebe und Glück annehmen wollen. Ich glaube nämlich langsam, dass wir dafür auf der Welt sind. Du und ich. Alle sind das. Und ich ahne wieder was: dass diese Überzeugung, wenn sie sich verbreiten und ganz tief gehen würde, die Welt verändern könnte, damit sie uns eine Heimat wird, in der wir Licht und Wärme erfahren. Umsonst. Einfach so, weil unser aller Leben ein einzigartiges, kostbares Geschenk ist.

Lass uns glücklich darüber sein, dass es uns gibt, Dich und mich. Dafür gibt es auch ein paar Hauptgründe, warum es uns gibt. Du weißt es. Ich weiss es. Leben wir sie. Vielleicht ist das leichter, als ich gedacht habe. Federleicht und lichtvoll könnte alles sein. Das hätten wir beide wirklich verdient. Diesen segensreichen Aufstieg.

In Liebe zu Dir, Dein Ich.«

Henry liest sich den Brief laut vor. Er staunt, wie gut er sich dabei fühlt. Da sind keine Wut, keine Scham oder Angst, kein Aufgeben, nur ein leises Bedauern, dass er sich nicht schon früher so an sich selbst gewandt hat. Wie an jemanden, den sein Herz ausgesucht hat, der für sein Leben bestimmt ist. Im Kerzenschein wirft der Nachtfalter an der Decke einen Schatten, der ihn grösser wirken lässt. Da streift Henry kurz eine Erinnerung an etwas, das er mal irgendwo gelesen hatte. Über Nachtfalter, die wie Schmetterlinge ein Symbol für Verwandlung sind, aber im Reich der Toten, nicht der Lebenden. Vor langer Zeit galten sie als böses Omen, als düstere Seelenfänger. Ihr Element ist die Dunkelheit, aber sie streben nach dem Licht in der Nacht, selbst wenn sie sich daran verbrennen könnten. An den vielen künstlichen Lichtern, die wir haben.

Henry lächelt. Ein Teil von ihm muss gehen, denkt er tief überzeugt. Ins Reich der Toten. Der Teil, der so viel von ihm fordert. Er muss sterben, wenn er – Henry – leben und lieben will. Bei Tag und bei Nacht.